

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altendauer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Samsstag, den 28. Mai 1932

Nummer 29

Methusalem.

Eine Wassergeschichte von Kurt Voss.

Zwischen Beesfow und dem Briesener Forst kannte ihn jeder Kieper und Heger. Den Fischern hatte er manch ein Netz gehüpelt vollgeschickt, indem er sein Kallboot mit wilden Fischschlägen des Doppelpaddels in die Schilfschängel der Spreewälder trieb und so die Beute aus den Schlammpfützen jagte, — manchen Förster hatte er eingebootet zur Entenjagd, zu morgenspäten Fahrten an die Wildbranten oder zu nächtlichen Streifen in der Zeit der orgelnden Firschrufe.

Jeder Sommer sah ihn wochenlang negerhaft in der Waldesamkeit der Schwarzberge oder an den toten Spreearmen bei Neubrück jenseits, arg stromerlich veräutete er sich an Dorfbäumen, um allerlei Lebensmittel einzuhandeln, gelegentlich auch landete er zur Begeisterung des alten Misch an dessen Kneipe bei der Spreewälder-Schleuse, um innerhalb einiger weniger, mörderlicher Stunden die ausgepöbelten Gurgeln des Meeres unter die Dornen zu schmettern. Solche Wandlungen hörten leider manchmal, wenn sie nämlich bei den friedlichen Regelmittagen des Lehrers, des Stromwärters, des Schleusenmeisters und einiger Förster zutage traten. Oder gar bei den fittig-gemüthlichen Tängen, die der Schützenverein wiederholt veranstaltete. So gern gesehen er hier auch war — gab es doch reichlich Töchter und mütterliche Pflichten — so sehr alle Mann nebst Anhang seine fröhliche Erzählweise und seine bunten Vortragsstücke schätzten, dennoch hatte jede Kunde ständig in Sorge des gewitzigen Augenblicks, in dem seine Regals den alten Misch am Schilfschängel zu packen kriegte und ihn wöhl angrieft: „Was soll mir dies Fintennappchen, Mager? Schleiß mir den Sackel ran!“

Dann rücken die Mannen auf, denn die Geschichten wurden bald fertig, und die Weibchen zupfen von achtern an den Schieneln, hintermalen der Umarmt tobt. Und die Magden kichern ringsum. Die Mischfanten, ja die wurden vor lauter Lagen reinweg musikalisch, jeder nach eigenen Noten.

Der Schwarzberger Hegermeister hat es oft gesehen und raubt es erzählt, daß seine nach solchen tollkühnen Nächten nicht wachwärtig paddelte, sondern schwamm, mit dem Boot am Beesfow im Schlepp. Und tags darauf sei er besonders buppelulässig.

So war der Meise, echt, fertig. Es war einmal.

Denn ihn hats öftentlich gefascht. Wer würde ihm heute noch diese herrlich anrührende Vergangenheit anmerken, fahre er ihn, wie er doch die Kiesebege seines Landhausgartens hat, oder seine sechs Sprößlinge geruchsam verwahrt und nach dem gemütlich ein Schölnchen ansetzt.

Aber aus frischem Quappen werden ja auch faule Pögen. Die Schuld trägt allererdingst jener Schweinsdiebels Weis, den die Beesfower Kieper am Bergensee fingen, — einer muß ja der Sündenbock sein.

Seine Kette geteilt mit dem Raddel gehoben und wader das Netz mit aus Land geholt, weil es die Fischer nicht bewilligen. Selbigen Abends hatte er den Glücksfang gebührend mitgefiebert und ein Mordstramm des prächtig mundenen Fischmänschens gefüllt. Und dabei war er fleißig geschmakt worden von der guten alten Zeit und verflüchtigt Petri-Heil und zwischen bannig Lügenhaftem ward seine auch die Wäre von Methusalem berichtet, — nein, beilebe keine Wäre, — mit allen fürchterlichen Schipper-Eiden beschworen sie ihm die Wahrgeltigkeit der Geschichten vom Meise Methusalem, der im Bergensee zwischen Wehr und Schleuse seit langem räuberisch und, wer weiß woher, zugegenwärtig sei.

Lang wie die Meise war er beobachtet im Kampfe mit einer Wildente, bis er erschauert, oft hatte er Meise gerichtet und vor kurzem sogar einer fahrenden Kuh das Maul bis verrißen. Angeschauert waren vor seinem Götze dundend-wieß glatt zerfalten, und die Wehrprüfung, hinter der er sich eines Tages gefangen sah, überfragt er in gewaltigem Schwünge.

Das war nun ein Bursche nach seines Herzens. Schon am nächsten Morgen haben ihn die Fischer eine Angelrute reichen mit Schenkschmür und langgedröhntem Galen mit verlockendem Köderfisch.

Das erste Mal erblickte seine Räuber, wie der in der Weite ein Entlein aus dem Schoß eines Bauern schnappte. Da wurde die Jagdwut grimmig.

Zum zweiten sah er ihn aus einer veränderten Spreepfütze rudern durch das Kraut über Land schnellen, — und kam zu spät. Da brannte ihm das rote Feuer vor den Augen. Und zum dritten: ja, das läßt sich nur erraten, — erzählt hat seine nie.

Im frühesten Morgendämmer hat er den Schwarzberger Hegermeister aus dem Bett gerührt, der fand ihn vor seiner Tür liegend; das Wasser troff ihm aus den verschlammten Kleidern, die Beine waren fleischlich zerfunden, und in den linken Arm hatte sich der Methusalem mit dem ganzen so verdächtig nach sich verbißten und schlug noch gewaltig um sich. Aber seine Hiel ihn fahler an sich gepreßt. Sofort fuhr der Heger den Fisch ab, da klapperten beide zusammen. Mühsam nur ließen sich die Fische des Raubfisches lösen, seines Blut spritzte aus dem zerfetzten Muskelfleisch. So band der Fortkramm den Arm ab und wachte seine Frauensleute, Tochter und Wad, die das Kämpferpaar verfolgten, während der Briesener Arzt telefonisch herbeigerufen wurde.

Mittags fand der Heger denn auch am Ausfluß eines Spreearmes die Walfalt: das Schiff war meterweit zertrüßelt, das Kallboot deutlich erkennbar, gewaltsam durch das leichte Gewässer und schließlich auf einen spitzen Ast gezerrt worden, das die derbe Haut des Bootes drei Hand breit aufschlitzte, wodurch das Boot verlor. Die Angelrute lag im Scherlingstrüpp, der Krast erwieb sich als zerbröckelt. Sicherlich also hatte seine sich auf den Methusalem gestürzt, als er einsehen mußte, daß die Angel nicht ausreichte, den Satan, der übrigens das seltsame Gesicht von 28 Pfund besaß und nur noch als Entenfutter taugte, zu bändigen und aufs Land zu schaffen. Alles Mordwerkzeug erschiff ja mit dem Boot. Der Arm war arg böß zerfetzt, nur die sorgfältige Pflege rettete ihn. Erst nach Wochen wich das Fieber, das den Körper des Wunden verheerte.

Wie hart aber die Erinnerung an jene Morgenstunde ihn innerlich gepackt hielt, — wie tobißig demnach der Verzeckerkampf in Wahrheit gewesen —, das zeigte mehr denn alle blutigen Spuren die völlige Wundlung in seines Leben und Weisen. Wohl falfaterte er sein liebes Boot wieder auf Schiff, ja, er baute es gleich zum Zweier aus, damit des Hegers Sella stets bei ihm sei. Aber nie mehr rührte seine eine Angelrute an, nie mehr zeltete er indianisch an verlorenen Fischpinkeln, nie mehr langte er nach Mischs Sackel.

Obwohl Sella ihm von Herzen gern einen oder den andern solchen Ausbruch vergönnt hätte, wenn er nur ein Stück seines alten Lebens mit heringebracht hätte.

Das jedoch meldete sich erst wieder, als Sella ihm, zur Ferienzeit im Forsthaus, die dicken Büllinge verehrte, die sich unter den milden Rosenamen Schotele und Morle zum Schreden Beesfows auswuchsen.

Felice gegen Felice/ Skizze von Grete Maffé

Adrian liebte Felice und sagte es ihr. Auch Felice liebte Adrian, aber sie fand Gefallen daran, es ihm nicht zu sagen. Wenigstens nicht gleich. Es war so spannend, Adrian glauben zu lassen, Felice wolle ihn nicht. Es würde eine große Szene geben und Felice — es ist bezaubernd, das sagen zu müssen — Felice liebte ein wenig Komödienspiel und seine Verstellung.

Es gab jedoch keine große Szene, denn Adrian wurde bei Felices Abweisung derartig blaß, daß sie erschraf und rasch genug Komödie und Verstellung unterlassen wollte. Aber Adrian war entsetzt, bevor sie noch das erste Wort ihres Widerstands hervorbringen konnte. Sie starrte auf die Türe, hinter der er verschwunden.

Felice weinte zuerst um den Entschloßenen. Dann entschloß sie sich zum Trotz. Sie wußte: er würde an ihr pifant, verwirrend, modern.

Also trug Felice Trotz. Zugleich mit einem neuen geblühten Frühlingskleidchen mit kurzen Ärmelchen. Drei Wochen, nachdem Felice seine Werbung nicht erhört, besam Adrian es fast, sich in seiner Wohnung wie ein Eremit, unsichtbar für jedermann, zu vergraben. Er ging aus. Doch blieb er alle Orte, an denen er sonst mit Felice zusammengetroffen.

Einmal geriet er in ein Vorstadttheater. Es wurde ein Stück gespielt, das lustig sein sollte, aber langweilig war. Doch spielte darin ein Mädchen eine kleine Rolle, die auf-fallend Felice glich.

Adrian betrachtete sie lange. Er ließ sich von der Programmverleiherin ein Opernglas geben und betrachtete das Mädchen noch kritischer. Auch durch das Opernglas sah es Felice ähnlich.

Adrian dachte angestrengt nach. Es war fast schmerzhaft, dieses Nachdenken. Nach Schluß der Vorstellung wartete Adrian mit Blumen und Konfett auf das Mädchen, dem Felice ähnlich sah. Als es kam, drückte er der Schönen Parfämen und Blumen in die Hand und sagte: „Sie sind mein Fall!“

Dann lud er Wanda Schütz zu einer fröhlichen Wein in eine nahe gelegene Weinstube. Dort begann Adrians mühselige, aber erfolgreiche Erziehung der Vorstadtschauspielerin zu Felices Doppelgängerin.

Als diese Erziehung vollendet war, blieb er nicht mehr jene Orte, wo er mit Felice zusammen treffen konnte, sondern suchte sie auf — gemeinsam mit seiner Partnerin.

„Ihr seid also wieder verlobt, Adrian und Du?“, sagte Felices Kusine, Frau von Rittern, als sie sich im Friseursalon neben Felices Kabine Duvernellen machen ließ.

„Wie? Verlobt?“, wunderte sich Felice.

„Nun, wir haben Euch doch gestern tanzen in der Sali-Bar. Allerdings machten wir uns nicht bemerkbar, denn junges Glück soll man nicht stören!“

„Sinnlos, sie reben treu“, dachte Felice. „Sollte die Sali-Bar des Dancemollenapparates ihr geschadet haben?“

Aber die Beute, die Felice und Adrian zusammen gesehen hatten wollten, mehren sich.

Felice glaubte schließlich an eine Verführung in dem Sinne, daß alle Menschen sich verführen ließen, ihr von Adrians und ihrer erneuten Verbundenheit zu sprechen.

„Wenn Du es nicht bist, die man mit Adrian liebt“, sagte schließlich ein Freund, „so hast Du eine Doppelgängerin!“

Diese Worte ärgerten Felice sofort. Denn welche Frau haßt es nicht, doppelt sein zu sollen und legt Wert darauf, einzig zu sein? — Immerhin hatte Felice keine Ruhe, bis sie die Doppelgängerin gesehen.

Wunderbar! Adrian in einem Flirt mit einer anderen Partnerin zu wissen, hätte Felice mit einem gewissen Gleichmut ertragen. Wenn er sich mit einer Agnes, einer Renate, einer Anne-Liese oder einer Jüngling gezeigte, sie hätte es vielleicht erduldet.

Ihn aber mit einer Frau zu sehen, die ihr gleich wie ihr Spiegelbild: das eigene kühne blond noch einmal zu sehen, schrie nach Felices Geschmack, die gleiche Haltung, die gleiche Art, den Kopf zu tragen, die gleichen kleinen, liebessüchtigen Ungezogenheiten, die man Felice verzieh, weil sie eben Felice war — das machte das Mädchen er-zittern. Adrian lachen zu hören, Worte wechseln, verliebte Blide tauschen zu sehen mit einer Felice, erschien ihr nicht nur der Gipfel der Verrücktheit, sondern auch die zerschmetternde Demütigung, die sie hätte treffen können.

Ah, es war raffiniert, Felice auszuspielen gegen Felice! Jetzt war es Felice, die sich wie eine Eremitin einsam in ihrer Wohnung verbarg und angestrengt nachsah.

Es war fast schmerzhaft, dieses Nachdenken. Es machte ihr Gesicht länger und fürchterlich finstern. Sie stand ihr lange nicht so gut wie der kleine Trotz, den sie kokett zusammen mit dem neuen Kleidchen getragen.

Es war in der Garderobe des Vorstadttheaters, in der Felice der anderen Felice gegenüber saß.

Die echte Felice zögerte, mit ihrem Anliegen heraus zu kommen. Die falsche Felice puderte sich Nase und Kinn und äugte verhöhlend seitwärts nach der verstorbenen Besucherin.

„Adrian?“, fragte schließlich die falsche Felice, als die echte Felice noch immer nach Worten suchte.

„Ja, Adrian!“, rief die echte Felice erlöst, da die Ge-rerin einen Schritt auf das Ziel zu gemacht hatte.

„Wenn also Adrian, dann ist ja alles ganz einfach“, meinte die falsche Felice.

„Was meinen Sie mit einfach?“, fragte die echte Felice nach. Die falsche Felice näherte ihr Gesicht dem Spiegel, zog mit dem Stift den Bogen der linken Augenbraue nach und schweig.

Der echten Felice wurde es schweiß. Sie öffnete ihre Handtasche, um nach dem bemalten porzellanenen Fläschchen mit kölnisch Wasser zu suchen. Dabei geriet ihr ihr Sched-buch in die Hand. Sie zog es hervor und erkannte an dem Blickbild der falschen Felice, daß für Wanda Schütz „einfach“ ein selbst auszufüllender Blankofeld war.

Mit einem Lächeln, das nicht mehr das Lächeln Felices, sondern das eigene Lächeln war, schrieb die Vorstadtschauspielerin eine vierstellige Zahl zierlich in das Formular.

„Adrian erwartet mich jeden Abend nach der Vorstellung vor dem Theater mit seinem Auto“, sagte jenes Wesen, das nach Erbliden des Schedbuchs, schnell wie Sternschnuppenfall, alles von sich abgeworfen, womit sie die echte Felice kochte. „Weiden Sie! Sehen Sie sich die Vorstellung an! Auch im Vorort spielt man nicht ohne Theater. Und nach Schluß der Vorstellung gehen Sie anstatt meiner zu Adrians Auto!“

Felice lächelte nervös und ein wenig gequält. Wanda Schütz aber kniffte gleichmütig den Strumpfhalter in ihren Seidenstrumpf.

„So fuhr also Adrian mit der echten, statt mit der falschen Felice durch die Nacht.“

Die Nacht tat alles, um so zu sein, wie eine Nacht sein soll, in der erregte Liebende sich verführen. Sie gab alles her. Funkelnden Mond, Sterne und sanften Vorfrömmelhauch.

Der Vorfrömmelhauch bewegte leise das kurze Schlei-chen, das Felice an ihrem schragen Büschen trug. Es reichte nur über die Nase und ließ den Mund frei, so daß Gelegen-heit genug war, ihn küssen zu können.

Wanda Schütz ließ den ganzen Weg diese Gelegenheit ungenutzt.

Felice dachte entsetzt: also geküßt hat er die Wanda Schütz nicht. Auch geschädigt war er nur, wenn man ihn mit ihr sah und er sich beobachtet wußte. Wenn Alleenfisch interessierte sie ihn nicht mehr als eine Mauer oder ein leeres Blatt Papier.

Aber als der Wagen hielt, neigte sich Adrian blitzschnell und küßte die Lippen unter dem Schiefer.

„Wem gilt dieser Kuß?“, fragte Felice. „Wanda Schütz oder — Felice?“

„Sich selbst“, sagte Adrian, lachte und half ihr beim Aussteigen. „Und sie sah mit Staunen: Adrian hatte Felice gefahren vor Felices Haus.“

Auch Adrian liebte also ein bißchen Komödiantenspiel und seine Verstellung.

Der blonde Spul.

Skizze von G. W. Deininger.

Es war Abend, und ein Dutzend junger Leute saß auf den Bänken vor der Weisinger Hütte. Alle hatten Spielwunderungen hinter sich und freuten sich ihrer Tagesleistung. Und nun wollten sie hier im geselligen Kreise vergnügt sein, weil jeder hierher gekommen war, um einmal alles andere zu vergessen.

Die Mädchen waren am lustigsten. Sie schüttelten lachend ihre Wädhnen und ließen sich auch durch den einen nicht beirren, der wohl kein richtiger Spulhaber war, doch auch nicht recht in diesen Kreis zu passen schien. Er beantwortete jeden Scherz mit einem etwas verlorenen Lächeln, das deutlich sagte: „Ich weiß nicht, was Du eben gesagt hast, weiß nicht, ob es wichtig war. Aber ich lache, weil es die Vergnügen macht.“

Auf einen aber hatten die Mädchen es besonders abgesehen. Mit lausbühlerischer Offenheit und Freude gab er zu verstehen, daß er ein Weiberfreund sei, und darum hatten sie jetzt auf ihn herum. Er wehrte sich, und so schien auch die Geschichte, die er jetzt erzählte, in der Hauptache den Jüngern zu haben, die Mädchen für einige Zeit den Mund zu schließen: „Auch! Parzival, der reine Tor, will uns ein Abenteuer berichten.“

„Ach“, hub er dabei an und machte dabei ein melancholisches Gesicht, „meine Fahrt vom vorigen Jahr war zu schön. Duur durch Rosita und mutterseelenallein. In Et Florent singt an, und dann ging's in die Berge hinein. Ich schlief in Nestern, die seit Jahren keinen Fremden mehr gesehen hatten, und die Mädchen mit ihren schwarzen Köden machten große Augen. Ich kummerte mich nicht viel um sie.“

Aber schwache Stunden hat jeder Mensch. Da kam ich eines Abends in ein Dorf, und das Wirtshaus war ein schwarzer Teufel. Das ließ die Augen fullern und ... Na, ich bin überzeugt, es sorgte nur mir zu Liebe dafür, daß in das Abendessen ein fünfter Gang eingeschoben wurde.

Wer weiß, was geworden wäre, hätte nicht plötzlich der Lehrer, der mit am Tische saß, gesagt: „Wissen Sie übrigens, mein Herr, daß gestern eine blonde Dame, sicher eine Lands-männin von Ihnen, ein wunderbares Weib, hier durchgekommen ist? Nein? Sie war ganz allein und ist früh weiterge-gewandert. Sie wollte dort drüben über die Scharte ins Val-dionello hinüber.“ Er erzählte noch mehr. Er war so begeistert, daß ich plötzlich nicht mehr an das Wirtshaus mit den brennenden Augen dachte, sondern nur an die Blonde.

Und so war ich am nächsten Tag schon in aller Frühe wieder auf den Beinen. Ich suchte die Blonde. Ich kam ins Waldionello, hörte auch dort von ihr: „Sie ist weiterge-gogen. Ueber den Col nach Evisa. Blond wie reifer Weizen.“

Doch in Evisa war sie auch nicht mehr. Sie wollte nach Vico.“ Ich ließ das Mädel enttäuscht sitzen, das in Evisa auf ein freundliches Wort und vielleicht noch auf ein wenig mehr von mir wartete, und lief im Gewaltmarsch nach Vico.

„Ja“, hieß es dort, ein blondes Mädchen war hier. Es ist nach Ajaccio weitergewandert.“ Ich ließ nach Ajaccio. Fragte überall nach dem Mädchen, war wie besessen von dem blonden Spul. Überall wollten sie es gesehen haben, und dann war es plötzlich verschwunden. Niemand wußte mehr etwas von ihm. Der ganze Spul schien zerfallen zu sein. Zerfallen, nachdem ich dem Phantom glückig nachgelaufen und hier in die Stadt gekommen war, wo ein Dampfer lag, der mich fortjähzte von der Insel der schwarzäugigen Mädchen. Aber ich war ihm dankbar, diesem Spul. Er hatte mich von der schwarzen Mädchen bewahrt, und das blonde konnte mir nun auch nicht mehr ge-fährlich werden. Glück muß der Mensch haben!“

Die Mädchen hatten vielleicht dem Unpöflichen die Haare ausgerepft, wurde nicht plötzlich der Stille mit dem verlorenen Lächeln plötzlich den Mund aufgetan haben: „Der blonde Spul, so meinen Sie, hat Sie vor Unheil bewahrt, und Sie zweifeln, ob es ihm überhaupt gegeben hat. Sie bekamen ihn auf jeden Fall nicht zu sehen. Bei mir war es heute anders.“

Er dampfte die Stimme, und seine Augen weiteten sich ein wenig, daß die anderen den Atem anhielten. „Ich habe ihn heute gesehen, den blonden Spul!“

Niemand fragte ihn: „Wo?“ Aber ein Dutzend Augen rief noch deutlicher: „Erzähle!“

Er sprach leise: „Früher war ich nicht allein in den Bergen. Da hatte ich einen Wanderkameraden, einen echten, guten Kameraden, ein blondes Mädel. Das war fröhlich und vergnügt zur rechten Stunde. Das wußte aber auch, wann die Nacht einer Feiertunde auf erlaupstem Gipfel Schwestern forsetzte. Und darum mochte ich es doppelt gern.“

Wir wanderten zwei Sommer mit einander, und dann kam plötzlich das Ende. Es war drüben am Gfallner. Wir wollten die Nordwand nehmen und hatten uns angeeilt. Ich fuhr voraus. Die Griffe waren schlecht im brüchigen Gestein. Wir mußten unsere ganze Aufmerksamkeit ihnen zuwenden, und so übertraf uns ein Steinfall. Ich stand durch einen Vorsprung über mir etwas geschützt. Das Mädchen wurde ge-troffen.“

Er schweig einen Augenblick und starrte vor sich hin. „Ja“, sagte er dann, „und als es unten in der Stütze auf der Briftsche lag, da strich ich ihm die blonden Haare über die Augen. Denn die zerfetzte Stirn vertrat sich nicht mit dem Frieden des schönen Gesichtes.“

Seitdem mußte ich allein wandern. Ich wußte kein Mäd-chen, das wie mein toter Kamerad gewesen wäre.

Seute wollte ich auf den Jaggriner. Es ist der gleiche Stein wie der Gfallner, und es heißt, man solle ihn unter keinen Umständen allein oder ohne Führer begehen. Ich kummerte mich nicht darum. So stieg ich auf und kam an das Querband kurz vor dem Gipfelfamin.

Ich nahm die Kletterseile aus dem Rucksack, und ... und plötzlich sah ich meinen Wanderkameraden, das blonde Mädchen.

Es stand vor mir auf dem schmalen Band und sah mich an. Die Haare hingen ihm in die Stirn, wie es sie im Leben nie getragen hatte. Und dann hob es die Hand und strich die Locken zurück, und ich sah die Wunde, die der Stein geschlagen hatte. Angst stand auf dem Gesicht, das sonst so ruhig gewesen war, selbst noch im Tode.

Da sprang ich auf und machte vier, fünf Schritte auf mein Mädel zu.

Doch plötzlich war der blonde Spul zerfallen.

Hinter mir aber prasselte Steinfallag den Kamin herab, zerfetzte meinen Rucksack, warf ihn die Wand hinunter, wie er es mit mir getan hätte, würde der summe Angstschrei des blonden Spuls mich nicht gerettet haben.

Kleine Geschichten vor großen Männern.

Von Hans Bethge.

Leonardo da Vinci.

Leonardo brauchte für den Christus seines Abendmahl-bildes ein passendes Modell, suchte lange umsonst danach und fand es endlich in der Gestalt eines schönen jugendlichen Menschen namens Pietro Bandinelli. Dieser Jüngling hatte ein so reines, mollloses, von idealer Gutmütigkeit verklärtes Antlitz, daß Leonardo ihn bat, ihm für den Christus zu sitzen. Bandinelli tat dem Meister den Gefallen. Nach einigen Jahren brauchte Leonardo ein Modell für den Judas Ischariot. Wieder suchte er lange und fand schließlich in einer entlegenen Gasse einen elenden Bettler von widerlichem, lasterhaftem Aussehen, den er aufforderte, ihm zu folgen, damit er ihm gegen Bezahlung Modell stehen könne. Der Mann folgte dem Meister. Leonardo merkte aber bald voll Unruhe, daß ihm aus den Zügen seines Modells ein Stück Vergangenheit entgegenzuschlug — und plötzlich kam ihm schau-bernd zum Bewußtsein, daß das Gesicht dieses elenden Bettlers vor ihm das einst so strahlend reine Antlitz des schönen Pietro Bandinelli war. Einige Jahre der Aus-schweifungen hatten ihn bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Eine Christusgestalt und eine Judasgestalt in der gleichen Person: es graute Leonardo, und der Pinsel entglitt seinen Händen.

Seidlich.

Seidlich, der bekannte Reitergeneral Friedrichs des Großen, war schon als Kornett mit seinem Pferd wie ver-wachsen. Er äußerte einmal als Adjutant des Königs, daß jeder Reiter ein Feigling sei, der sich mit seinem Pferd gefangennehmen ließe. Friedrich der Große hörte das feste Wort etwas steifisch mit an und nahm sich vor, dem jungen Kornett gelegentlich eine Lehre zu erteilen.

Als der König einmal die Festung Sagan besichtigte, befand sich Kornett Seidlich wieder in seiner nächsten Um-gebung. Friedrich ritt mit seinem gesamten Stabe über die Dberbrücke — mitten auf der Brücke machte er plötzlich halt, ließ auf beiden Seiten die Tore schließen und sagte zu dem Kornett: „Seidlich, Sie sind mein Gefangenener.“

Dieser stürzte und richtete sich im Sattel auf. „Nicht nicht!“ rief er lachend, gab dem Pferd die Sporen und sprang mit mächtigem Satz über das Gelände der Brücke in die Oder. Der Sprung gelang, Kopf und Reiter erreichten wohl-gehalten das Ufer. Der König war verblüfft über diese Tollkühnheit und ernannte Seidlich sofort zum Rittmeister.

Bismard.

Ein englischer Diplomat wartete in Versailles im Bora-stimmer Bismards. Graf Armin befand sich bei Bismard, die Konferenz dauerte eine Weile. Endlich kam Armin heraus und gestellte sich für einen Augenblick zu dem Engländer. „Wissen Sie“, sagte er erregt, „es ist toll, was für Manieren manche Menschen haben. Bismard ist ein Räucher von so rüchichtsloser Art, daß es in seinem Zimmer absolut nicht auszuhalten ist. Er posst wie eine Lokomotive, ist ganz im Wollen eingebüßt, und er erlaubt sich, ein Kraut so fürchter-licher Art zu rauchen, daß man Erstickungsanfälle bekommt.“ Ich habe ihn gebeten, das Fenster öffnen zu dürfen. Sie kommen in ein Zimmer, das jetzt wenigstens einigermaßen gelüftet und erträglich ist. Good-bye!“ — Der Engländer wurde zu Bismard hineingegeben, und dieser sagte zornig: „Wissen Sie, es ist toll, was für Manieren manche Leute haben. Soeben war Armin bei mir, der Mensch ist auf eine Weise parfümiert, daß es absolut nicht auszuhalten ist. Ganze Wolken von Parfüm gehen von ihm aus. Ich war gezwungen, das Fenster zu öffnen, um wenigstens einiger-maßen erträgliche Atmosphäre herzustellen.“

Menzel.

Zu Menzels sechzigstem Geburtstag wurde ein feier-liches Abendessen in einem Berliner Hotel veranstaltet. Die Spitzen der Behörden, Abgeordnete aller Kunstvereine waren erschienen, der Kaiser hatte einen Vertreter geschickt. Er hatte außerdem angeordnet, daß die kleine Erzengel in einer Hof-festung zum Abendessen und später vom Hotel nach Hause gefahren werden sollte. Alles war zu der festlichen Ver-anstaltung versammelt, nur Menzel erschien nicht. Schließ-lich machte sich eine Kommission auf den Weg, um den Jubilar zu holen. Wie erlauth waren die Herren, als sie den Meister vor seinem Hause antrafen, den Jolinder ins Genick geschoben, wie er dabei war, mit höchstem Interesse die vor ihm stehende Hofkutsche samt den zwei feurigen Rappen zu betrachten. Einer der Herren erlaubte sich einen leisen Vorwurf, daß Menzel die vielen Freunde auf sich warten lasse. „Du lieber Himmel“, sagte Menzel, „Menzel, die ein Abendessen herunterzuschlingen und langweilige Fest-reden halten, kann ich so oft genießen, wie ich will, aber ein Paar so wundervoller Pferde in dieser köstlichen Beleuchtung auf dem nassen, funkelnden Asphalt — wann sehe ich das wieder?“



Burg Altena

Geschichtlicher Ueberblick / Von Ferd. Schmidt, Archivar der Burg Altena

1. Glück und Ende der Grafen von Altena

... Einst klirrte hier des Grafen Schwert
einmal lustig hier zur Jagd das Horn;
einmal rauschte hier der Edelmanns Troß;
einmal wiehert hier das stolze Sachseross.
Weithin gebot des tapferen Herrschers Arm
und seinem Wink gehorcht der Diener
Schwarm ...

Der Name eines Ortes oder eines Geschlechts ist dessen älteste Urkunde. Dieses Wort trifft auf unsere Burg im vollen Sinne zu. *Al - te - na*, d. h. all zu nah den Grafen von Arnberg bauten nach der Sage zwei edle Römer aus dem Stamme der Ursini zur Zeit des Kaisers Otto 3., in Wirklichkeit die rheinischen Grafen von Berg (Altenberg), zu Beginn des 12. Jahrhunderts auf der Wollsegg, einem zwischen dem Zusammenflusse von Renne und Netze steil aus der Ebene aufragenden, 80 Meter hohen Grauwackenkegel, die feste Burg zum Schutze ihrer südwestlichen Besitzungen, die ihnen durch Heirat aus der reichen Erbschaft der alten Grafen von Werl oder von Westfalen angefallen waren. Die Grafen von Arnberg waren unmittelbare männliche Nachkommen des alten Westfälischen Grafenhauses und erhoben Besitzansprüche auf das Land an der Renne. Die Nachricht der uralten Gründungslegende, daß sie mit Gewalt dem Bau der Burg zu wehren suchten, hat in den Kämpfen, die sie um 1115 gegen die Erzbischöfe von Köln, die Lehnsherren der oberirdischen Grafen, führten, ihren geschichtlichen Kern.

Bei der Gründung des Klosters Kampenbergs im Jahre 1122 wird Graf Adolph von Altena als erster dieses Namens genannt; er ist ein und dieselbe Person mit dem Grafen Adolph 3. von Berg und vereinigte die rheinischen und westfälischen Besitzungen seines Hauses in seiner Hand. Daß er aber den Namen eines Grafen von Altena führte, beweist uns, daß er wenigstens zeitweise schon auf der neu erbauten Burg über der Renne wohnte und von hier aus die ihm erblich überkommenen Grafenrechte über die Besitzungen und Untertanen im südlichen Westfalen ausübte. So blieb es noch ein weiteres Menschenalter hindurch.

Eine Trennung der rheinischen und westfälischen Besitzungen des bergischen Grafenhauses trat erst um 1160 ein. Graf Adolph IV. von Berg, der etwa 1165 starb, hatte schon bei Lebzeiten die westfälischen Besitzungen an Renne und Ruhr seinem ältesten Sohne Eberhard, der sich seit 1160 Graf von Altena nannte, überlassen, während der jüngere Sohn namens Engelbert als Graf von Berg den rheinischen Besitz an Sieg und Wupper erbte. Ein enger Zusammenhang der beiden verwandten Häuser blieb aber noch wie vor bestehen: die beiden Grafen von Altena und Berg finden wir fast ständig zusammen im Gefolge ihres Lehnsherrn, des Erzbischofes von Köln, und das Kloster Altenberg, das ihre gemeinsamen Vorfahren aus ihrem ersten Stammesitze geschaffen hatten, blieb noch in der folgenden Generation die gemeinschaftliche Grabstätte für den rheinischen und westfälischen Zweig des bergischen Grafenhauses.

Graf Eberhard nahm als erster dauernd seinen Wohnsitz auf der Burg Altena, von der er seit 1160 ständig den Namen führte. Der Gitterberg, den er von hier aus verwaltete, lag über ein Gebiet verstreut, das sich nach Osten bis in die Gegend von Soest und Balve, nach Süden bis Attendorf, nach Westen noch jenseits Summersbach und Milheim an der Ruhr, im Norden bis über die Lippe hinaus erstreckte. Ein ständiger Lehnbesitz, dessen Träger ihm zur Heeresfolge und zum Hofdienst verpflichtet waren, erhöhte seine Macht und sein Ansehen bei dem Kölner Erzbischof und dem Kaiser; auf den Königen, die damals Kaiser Friedrich Barbarossa unterwarfen, weilten die Grafen von Altena und Berg im Gefolge der Kölner Erzbischöfe Rainald von Dassel und Philipp von Heinsberg als deren treueste und mächtigsten Lehnleute. Graf Eberhard ist nach der Ueberlieferung am 23. Januar 1180 als Vaterbruder im Kloster Altenberg gestorben, wo er seine letzten Lebensjahre verbrachte und in der Gruft seiner Ahnen bestattet liegt.

Seine Besitzungen hatte Graf Eberhard schon bei Lebzeiten an seine beiden Söhne Arnold und Friedrich übertragen, von denen ersterer 1167 an dem Römertage Barbarossas im Gefolge des Erzbischofs Rainald von Dassel teilnahm, dem der Kaiser vornehmlich seinen glänzenden Sieg über die Römer zuschrieb. In den folgenden Jahren weilte er viel bei Rainalds Nachfolger Philipp von Heinsberg. In des letzteren Auftrage führte 1174-77 der jüngere der Altenaer Brüder, Graf Friedrich, den Oberbefehl über die kölnischen Truppen, die dem Kaiser gegen den Papst und die Lombarden halfen, und focht in der unglücklichen Schlacht von Legnano mit. Bei dem Einzuge des Kaisers in Venedig 1177 begleitete Graf Friedrich von Altena seinen Lehnsherrn, den Erzbischof, an der Spitze von 400 Kriegsknechten.

Unterdessen mußte in der Heimat sich der ältere der Brüder gegen Heinrich den Löwen wehren, welcher die Grafen von Altena in ihrem Land mit Raub und Brand heimlich suchte. An der Bezwingung des Weisen nahmen beiden Grafen wiederum tatkräftigen Anteil im Gefolge des Kölner Erzbischofs, und als dieser 1180 aus des Weisen Besitz die Herzogtümer Westfalen und Engern erhalten hatte, sparte er nicht mit Gunstbeweisen gegen die beiden Grafen. Dieses treue Lehnsoverhältnis zum Erzbischof Köln war für unsere Grafen bei ihrem Aufstieg zu Ansehen und Macht von größter Bedeutung und bahnte ihnen Brüdern und Verwandten selbst den Weg zur erzbischöflichen Würde. Schon des Grafen Eberhard Onkel Bruno von Berg war 1131 Erzbischof von Köln geworden; zwanzig Jahre später bestieg Friedrich von Berg, Eberhards Bruder, den Kölner Erzbischof. Dessen jüngerer Bruder Bruno wurde 1191 zum Nachfolger Philipps von Heinsberg gewählt, und ihm folgte zwei Jahre später Adolph von Altena, des Grafen Eberhards Sohn und Bruno

der der Grafen Arnold und Friedrich, in dieser Würde. Durch diese enge Verbindung mit dem Kölner Erzbischof erhielten Macht und Ansehen des Altenaer Grafenhauses wieder einen bedeutenden Aufschwung; Brüder und Verwandte waren ständig in der Umgebung des Erzbischofs und machten dessen politische Wandlungen — Erzbischof Adolph wird nicht mit Unrecht als der Totengräber des deutschen Königtums bezeichnet — in dem Kampfe zwischen dem Weisen Otto III. und dem Staufer Philipp von Schwaben auch dann noch getreulich mit, als der Papst den Erzbischof abgesetzt hatte und dessen Anhänger als Feinde der Kölner Kirche mit dem Bannstrahl belegte.

In dieser Zeit der Jahrhundertwende fällt eine merkwürdige Urkunde des Staatsarchivs in Bremen, die gleichzeitig die einzige ist, welche von einem Grafen von Altena persönlich ausgestellt und besiegelt, auf uns gekommen ist. In ihr bekunden Arnold, von Gottes Gnade Graf von Altena, und sein Sohn Eberhard, daß sie auf Bitten des kölnischen Bürgermeisters Hermann von Munbernesloch zu Gunsten der Stadt Bremen auf einen Mann verzichteten, wegen dessen sie mit ihr in Fehde standen, und gewähren überdies den Bremern friedliches Geleit durch ihr ganzes Land. Der Urkunde ist das Reiteriegel des Grafen Arnold angehängt; es stellt den Grafen im langen, gegürteten Panzerhemde, nach links galoppierend, dar; er trägt auf dem Haupte eine Eisenhaube mit Nasenstange; die Rechte hält das geschützte Schwert, mit der Linken führt er den großen, gebogenen Schild, auf dem in einer Umrahmung eine Rose erscheint. Graf Arnold von Altena nennt sich also hier „von Gottes Gnade“, wie es damals nur den Inhabern landesherrlicher Befugnisse zustand; wir hören ihn von „seinem ganzen Lande“ sprechen, in welchem er das Geleitrecht, ein landesherrliches Recht, ausübte. Danach war also schon damals die Landeshoheit unserer Grafen so vollkommen ausgebildet, wie es so früh nur in wenigen deutschen Gebieten der Fall war.

Erzbischof Philipp von Heinsberg erwarb von dem Grafen Friedrich von Altena die Jfenburg bei Haltingen und von dem Grafen Arnold von Altena die Burg Rhenbrücke bei Hamm für je 200 Mark. Beide Burgen wurden natürlich den Grafen als Lehen wieder überlassen. Wir sehen daran, daß unter den Brüdern bereits eine gewisse Teilung des väterlichen Besitzes eingetreten war. Bis zum Ende des 12. Jahrhunderts diente die Burg Altena beiden Brüdern zum regelmäßigen Wohnsitz, wie schon der Geschlechtsname darthut. Aber für die Verwaltung ihrer an Ruhr und Lippe gelegenen zahlreichen Güter waren auch hier feste Stützpunkte nötig; darum hielten sich die beiden Grafen auch wohl schon zeitweise auf der Jfenburg und der Burg Rhenbrücke auf; zu dieser letzteren trat Ende des 12. Jahrhunderts noch die durch Kauf erorbene Burg Mark bei Hamm. Aber die Burg Altena galt doch beiden nach wie vor als der Stammsitz des Geschlechts und regelmäßiger Verbleib, wo die Fäden der Verwaltung des reichen Besitzes zusammenliefen. Dieser gemeinsame Wohnsitz wie der gemeinsame Geschlechtsname und vor allem ein tief verwurzelter Familienstamm, der die beiden gräflichen Brüder sowohl untereinander wie mit ihrem geistlichen Bruder Adolph verband, ließen nach außen hin ihre Kraft selbst durch die Aufteilung des elterlichen Besitzes nicht zersplittert erscheinen.

Diese Zeit der Grafen Arnold und Friedrich von Altena (etwa 1170 bis 1200) war die Glanzzeit unserer Burg. Wir können uns die erste Anlage

der selben nicht einfach genug denken: Torhaus und Wehrmauer auf dem unteren, Wohnhaus und Wirtschaftsgelände auf dem oberen Hofe werden damals die ganze Burg ausgemacht haben. Mit dieser einfachen Anlage konnte sich Graf Eberhard von Berg, als er 1160 auf Altena seinen dauernden Wohnsitz nahm, nicht begnügen; einem der angesehensten und mächtigsten Gelehrten des Landes ansehend, mit dem Kaiser und hohen Fürstlichkeiten in ständigem Verkehr, selbst ein Bruder des kölnischen Erzbischofs Bruno, hat er auf seinen vielen Kriegszügen und sonstigen Reisen die Wohnlichkeit und Leppigkeit des Südens gesehen und seinen Stammsitz so eingerichtet, daß er nicht nur seinem gräflichen Haushalt genüge, sondern auch den Ansprüchen hoher fürstlicher Besuche gerecht wurde. Wir dürfen uns die Lebensweise des hohen Adels der damaligen Zeit durchaus nicht zu einfach vorstellen. Es war die Zeit des Minnelebens und der ritterlichen Kampfspiele, eine Zeit, in der, wie niemals später wieder, sich tiefe Frömmigkeit mit fast schrankenloser Lebensfreude paarte. Zu keiner späteren Zeit hat der deutsche Adel wieder so glänzende Feste veranstaltet, wie um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts. Daß Graf Eberhard von Altena bei seinen reichen Mitteln und dem hohen Ansehen, das er beim Kaiser und bei seinem erzbischöflichen Lehnsherrn genoß, inbezug auf ritterlichen Aufwand und zeitgemäße Lebensweise hinter keinem seiner Standesgenossen zurückstand, dürfen wir getrost annehmen, und so wird er denn auch seinen neuen Stammsitz mit allem, was jene Zeit an Pracht und Bequemlichkeit bot, ausgerüstet haben. Vielleicht hat er schon den zweiten Palas auf dem oberen Burghofe erbaut; vielleicht stammt dieser aber ebenso wie der zweite Bergfried aus der Zeit seiner beiden Söhne Arnold und Friedrich, die ja bis gegen 1200 zusammen auf der Burg Altena lebten und getrennte Haushaltungen führten. So wurde unsere Burg zur Canerben- oder Geschlechterburg, und neue Bauten waren erforderlich. Mit diesen Bauten wird die Gesamtanlage der Burg in der Weise vervollständigt sein, wie wir sie aus späterer Zeit kennen: zwei Wehrtürme, zwei Wohngebäude, zwei Brunnen, nebst den erforderlichen Wirtschaftsräumen, Stallungen usw., dagegen nur eine Kapelle zum gemeinschaftlichen Gottesdienste für beide Familien und die Dienstmannschaft.

Die Glanzzeit unserer Burg unter den Grafen Arnold und Friedrich von Altena währte nur etwa dreißig Jahre, aber wie sehr das prächtige, buntengezeichnete ritterliche Leben mag sich damals oft innerlich der Mauern unserer Burg abgespielt haben! Freilich, kein Vieh, kein zeitgenössischer Bericht meldet davon, aber dennoch können wir uns ein Bild von dem Leben und Treiben auf Burg Altena im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts machen. Da die jungen Grafen Arnold und Friedrich sich fast ständig in der Umgebung ihrer gräflichen Lehnsherren, der Erzbischöfe von Köln, befanden, wenn wir sie oft mit diesen in Soest erblickten, dürfen wir annehmen, daß ein Malinal auf Dassel, ein Philipp von Heinsberg wohl auch einmal auf der Reise von Köln nach Soest seinen Weg über Altena genommen und mit dem glänzenden Gefolge an geistlichen und weltlichen Großen, das uns in den Zeugnissen der Urkunden immer wieder begegnet, auf dem hochragenden Stammsitz seiner getreuten und mächtigsten Lehnleute verweilt hat. Als dann vollends der Bruder unserer beiden Grafen, Adolph, der seine Kindheit auf unserer Burg und im lieblichen Tale der Renne verlebte hatte, selbst den Stuhl des hl. Maternus bestieg, da werden die fürstlichen Besuche auf dessen elterlicher Stammburg noch häufiger geworden sein; manch prächtiges Fest

werden die Mauern unserer Burg damals geschaut haben.

Aber auch das tägliche Leben auf der Burg war nichts weniger als eintönig oder langweilig. Wie verschiedener Art waren schon die Bewohner! Außer den gräflichen Familien und deren Kindern wohnten dauernd auf der Burg eine Anzahl Burgherren. Das waren Leute ritterlichen Standes, die von dem Burgherrn aus seinen besten Lehnleuten ausgewählt und mit einem aus einer Geldrente oder Grundstücken bestehenden Burglehen begabt waren, um seine Burg zu sichern und im Fall der Not verteidigen zu helfen, dann aber auch mit ihm über Land zu reiten, seine Güter und Gerechtigkeiten zu beschützen, zu handhaben und zu wahren. Von den Altenaer Burgherren, deren Zahl etwa zwölf betragen haben wird, sind uns schon aus dem 12. Jahrhundert mehrere dem Namen und Geschlecht nach bekannt. Ja, es läßt sich schon eine gewisse Erbfolge in den Burglehen feststellen, so daß fast zwei Jahrhunderte später Graf Dietrich von der Mark den Ritter Adolph von Altena bezeichnen konnte als einen alten Erb-Burgherrn zu Altena.

Freilich bot die Burg nicht genügend Raum, um allen Burgherren auch für friedliche Zeiten ausreichende Wohngelegenheit gewähren zu können; einige von ihnen wohnten am Fuße des Berges oder doch sonst ganz in der Nähe der Burg; so waren die sog. *Mikeneburg* am südlichen Fuße des Schloßberges und die *Susenburg* am Westabhange desselben wohl auch damals und später Wohnsitz gräflicher Burgherren gewesen sein, die nur in unruhigen Zeiten auf die Burg selbst in eine notdürftige Unterkunft zogen.

Außer diesen rittermäßigen Burgherren bestand das Personal der Burg noch aus Turmwächtern, Wächtern und Pförtern, die alle bei Antritt ihres Dienstes dem Burgherrn Eid und Hülfe leisten mußten. Wir müssen für jeden der beiden Türme einen besonderen Turmwächter annehmen; sie hatten ihre Wohnung in den obersten Geschossen der beiden Bergfriede. Von hier aus konnten sie Tag und Nacht die ganze Umgegend im Auge behalten und sobald sie etwas Verdächtiges bemerkten, die Besatzung warnen. Die Wächter hatten bei Nacht das ganze Burgherrn und die Umgebung der Burg zu begehren oder waren auf besonderen Posten aufgestellt, um das Heransichleichen von Feinden und verächtlichem Gesinde zu verhüten. Pförtner mußten wir auch für die beiden Haupttore zur Vorburg und zum oberen Burghofe zu einem annehmen. Sie pflegten auf oder neben dem Tore, das sie zu beaufsichtigen hatten, zu wohnen. Dieses wurde bei Tag- und Nachtzeit verschlossen gehalten. Wer Einlaß in die Burg begehrte, hatte sich dem Pförtner von jenseits der Zugbrücke durch Hornruf oder ein sonstiges Zeichen bemerkbar zu machen.

Zum Haushalt des Grafen gehörte außerdem ein zahlreiches Gesinde, zu dem wir außer der eigentlichen Dienerschaft wohl noch Koch, Kammerdiener, Stallknecht und Hufschmied, ferner Mägde und Wartefrauen für die Frauen und Kinder zählen dürfen.

Auch der Burghauptmann kann dem gräflichen Haushalt zugezählt werden, denn außer den geistlichen Obliegenheiten war es seine Aufgabe, dem Burgherrn die eingehenden Briefe vorzulegen, die Antworten, die ihm diktiert oder aufgetragen wurden, zu schreiben und den gräflichen Kindern die Anfangsgründe des Wissens beizubringen.

Fortsetzung folgt.

Im Blütenschnee und Maiengrün

Von Franz Predeck.

Eine Fahrt durch das frühlingsschöne Sauerland ist wie das Lesen einer schönen Erzählung. Wie eine von Weistand geschriebene Erzählung umso spannender wird, je länger man darin liest, umso mehr steigert sich auch das Erlebnis einer Sauerlandsfahrt im Frühling in dem Maße, wie man eindringt in die Geheimnisse der Schönheit und Wunder dieses Berglandes. Und wie man nicht gern ein Buch, das man lieb gewonnen, aus der Hand legt, bevor man es durchgelesen, so wird es auch den Wanderer danach verlangen, das schöne Erlebnis auszukosten bis zur Reize seiner Zeit und seines Weils. Und der Verfasser des schönen Buches, Gott der Schöpfer, bürgt schon dafür, daß das Werk gut sei.

Die kleine Leseprobe, die wir heute dem schönen Buche Sauerland entnehmen wollen, möge unter den vielversprechenden Zeichen von Blütenschnee und Maiengrün stehen.

Wenn der holdselige Junker Reiz sich anschickt, die Stufen unseres tausendfältigen Berglandes von den breiteren Niederungen der Kölner oder der Münsterischen Bucht aus zu besteigen, so sendet er als Vorbote nicht die mystischen Krokusblüten oder die königliche Magnolie zu uns ins Land; wohl aber überfärbt er unsere Wiesen, Lössen und Hänge mit Myriaden von Gänseblümchen, Löwenzahn und Wiesenschaukraut. Das ist dann der zarte, duftige Untergrund, auf dem sich das erhebende Erlebnis der Obstbaumblüte abspielt. Wer sich fast gesehen an der fülle weissen Blühens in anderen gesegneten Gefilden, steigt auch einmal in die verdufteten Berggärten unseres Sauerlandes und überwandere die angestrichenen Bergfluren dieses im ganzen Nordwesten Deutschlands unbestritten reizvollsten Berglandes.

Kein sauerländisches Gehöft, das nicht eingehüllt ist in den heiligen Schleier weissen Blühens; kein Dorf, das nicht den Zauberkranz blühender Obstbäume um sich gewunden. O, diese verheißungsvolle Zeit ist heilig; dreimal heilig, weil uns hier wintern in den Bergen dreimal lange das Grauen von Nacht und Nebel bedrückt.

Sauer aber steht das Sauerland in Blütenschnee und Maiengrün!

Noch ein anderes Geschehen vollzieht sich in unseren Bergen, fast still und unbemerkt, ohne Prachten noch Prunk: das ist das unbedeutend schönste Erwoachen unserer Bergwälder. Unser gebirgiges Sauerland ist

auch heute noch gut zur Hälfte überhängt mit Laub- und Nadelwäldern, die teils tuffenartig, hier mild und sanft, dort steil und schroff, das Bergland überprenkeln; die aber auch, wie beim Arnberger und Balver Walde, vor allem aber in den weitgespannten, fast ununterbrochenen Waldgebieten des Rothaargebietes bis hinunter zu den ausgedehnten Forsten des Berleburger Ländchens wie mit molligen Pelzen das steinere Gefüge unserer Bergwälder überkleiden.

Schön und erlebnisreich ist es, dem Erwoachen der Wälder in der breit gelagerten Ebene zuzuschauen; wie der Reize nach Weide, Buche, Linde und Esche treiben und grünen. Ganz zu schweigen von dem zauberhaften Schimmer, den die farbbunte Grün über die Nadelwälder breitet. Ein ganz besonderes Erlebnis wird es dann, das süße Zueinander der Bäume und Birke zu beobachten. Wo aber steigt sich das wundervolle Frühlingsgeschehen zu schönerem Erleben als in unseren sauerländischen Bergwäldern, wo wir doch die über die Berge gehängten Waldmäntel wie aus der Vogelschau sehen, fälig wie das samte Gewand schöner Frauen, das fast von ihren Schultern gleitet!

Nein, neben dem herblich farbenden Verglühnen unserer Bergwälder gibt es kein heiligeres und erhabeneres Geschehen in unserer Bergnatur als das sanfte Erwoachen unserer Waldbäume aus starrem Winterschlaf.

Kennt ihr die Wieggestätten unserer Flüsse? Jener, die in der größten Eisenschmelze der Welt, rheinisch-westfälisches Industriegebiet gezeiten, landläufig in Schlamm und Schmutz träge dahingleiten, die aber in unseren reinen Bergen quick fließende Silberadern sind wie Holle, Helle, Henne, Hönne, Heger und Ramenlose? Kennt ihr das hoch emporgehaltene Geburtsland der weitgenannten Ruhr und ihrer Zwillingsschwester, der Renne, der Lieblingsstochter des Uraraters Alten? Wie sie, beide voller Mut und Reiselust, sich froh der Barungen ihres Erzeugers trennen, beide ihre besondere Spur in das Gefüge der Berge graben, beide Gespielen und Gespielinen aus dem Reigen der sie umgebenden Berge zu sich locken; wie beide endlich, in herbem Weh und harter Arbeit vor Wäldern aus Eisen und Stein zurückweichend nach dem lieblichen Bette ihrer Unschuldslage, sich am Fuße der stolzen Wittekindsburg wie zur Versöhnung nach langer Trennung die Hände reichen?

Die Gefilde, in denen die Eder entspringt, suchen an Lieblichkeit in Deutschland ihresgleichen. Gleich Kinderdärtern, unschuldumgebenen, find die Wieggestätten der Ruhr und Renne, Orke und Auhne, Oeborn, Aar und Selenge. Aber, man kann nicht allüberall in unseren Bergen umherstreifen und verkünden, daß hier diesem

Berge, dort jenem ein kräftiger Sproß oder eine liebe Tochter geboren. Da ist es schon besser, zu Tauffest und Wiegenseier in selbigeiger Person sich zu den stillen Gärten quellenden Lebens heraus zu bemühen. Es wird sich hundertfach lohnen.

Wie verwunschene Schatzkästchen am Wege muten nun die sauerländischen Gehöfte an im Schmuck von Blütenschnee und Maiengrün. Raum, daß man das wohlgeformte, füllige, mit graublauer Schiefer gedeckte Dach noch erspähen kann im Geviert der Blütengeweige. Fest gesüßt aus schwerem Eichengebälk, das wirkungsvoll in Schwarz von dem weißgehalteten Wandwerk sich abhebt, duckt sich das sauerländische Bauernhaus an den Grund, auf dem es wurzelt und wächst. Ein lebendiger, schollenverwachsender Organismus inmitten der umrahmten Landschaft! Es hat noch seinen einfachen und doch so anheimelnden Bauerngarten, in dem das stille Blühen duftet und die Randblumenränder so freundlich dem Eintretenden entgegenwinken: die Akelei und Osterblume, Rittersporn und Feuerlilie, rotglühender Maiglöckchen und verführerische Stachelrose. Da schwellt es umher in duftenden Wolken von Reseden- und Pfefferminzhauch, Rosen- und Nelkenraum.

Eine ländliche Symphonie von Geräuschen und Klängen, Frühlingesgedächtnis und Vienenengesumm, von Wagengetassel und Hammerklag, von Lämmersgeblö und Pferdewiehern begleitet lagen, tagaus das ländliche Geschehen und gehört als unentbehrlicher Bestandteil zur Arbeit des Tages wie zum Frieden des Abends.

Wie das Gehöft, so das Dorf. Das saure sauerländische Dorf zu besuchen, dort trauten Abendfrieden zu trinken, weitab vom nervenzerreibenden Getümmel der Großstadt, dort Einkehr zu halten nach beseligem Wandern über Berg und Tal und zu rasten in guter Gaststätt für die erquickende Nacht: das sind Barmherzigkeiten, die nur der kennt, der unser schönes Sauerland für vier bis acht Tage mal richtig unter die Wanderföhler nimmt.

An winkenden Eingangsporten ist unser Bergland nicht arm; von den vier Hauptrichtungen der Windrose aus steigt man gleich bequem und schnell in die Wunderwelten unserer Berge. Nach Norden und Westen öffnen die Täler der Ruhr und Renne das Sauerland, nach Nordosten das Tal der Alme; nach Osten zu die Diemel und endlich nach Süden die vielgewundene Sieg. Durch all diese Wasserläufe zieht sich der Eifersüchtige genundene Spur, das flinke Dampfprotz trägt den wanderlustigen Besucher schnell und sicher durch herrlichste Bergswelten an das Ziel seiner Wünsche.

Friedrich